

und Druckwerken in den letzten Jahren aufzuweisen, sondern steht auch mit der Erleuchtung bzw. Aufklärung seiner Zeitungen mit an der Spitze aller Kulturblätter. Wie das Buch den geistigen Zustand und den Grad der kulturellen Entwicklung eines Volkes widerspiegelt, so finden wir in seiner Presse den lebendigen Fortschrittsprozess seines geistigen Aufwachens wiedergegeben. Der Stand der Presse eines Landes ist daher als deutliches und weit lichtbares Merkmal für den, wem man so sagen darf, „geistigen Wohlstand“ eines Volkes zu bewerten. Demgemäß kommt es nicht allein darauf an, welche Mengen Papieres nun durch die Maschinen gehen. Nicht die Auflage eines Blattes ist letzten Endes maßgebend für den Wert seines Inhalts. Gar oft vermag ein mittleres, ja kleines Blatt, in seinem Kreise wichtigere kulturelle Arbeit zu leisten und durch gebiegenen Inhalt auf seine Leserhaft größere Wirkung auszuüben als eine vielschwer nur durch oberflächliche Genialisationsmade zu hoher Auflage gefommene Zeitung großstädtischen Rahmens. Besondere Beachtung fand man sich aus den nun vorliegenden Zahlen ein selbendes Bild von der Entwicklung und der Macht unserer deutschen Presse machen, wenn man hört, daß in Deutschland zur Zeit veröffentlicht 1894 Zeitungen, 114 Zeitungen liebenmal, 88 Zeitungen zweifach, 275 Zeitungen zweifach, 177 Zeitungen einmal erscheinen. Eine sehr hübsche und lehrreiche Anrechnung würde ergeben, daß allein eine Jahresauflage der deutschen Presse genügen dürfte, um die Gesamtmenge von Schweißpapier in ein Zeitungspapier zu begeben.

Die deutsche Presse ist als Kulturfaktor heute jedem ernsthaft denkenden deutschen Bürger unentbehrlich. Sie als Helfer nicht nur durch ihre Aufklärungsarbeit, sondern auch zu fördern, sondern auch moralisch durch heiliges Studium und tatkräftiges Eintreten für die in ihr zum Ausdruck kommenden Ideale zu unterstützen, sollte jedem, dem an der geistigen Fortentwicklung seines Volkes liegt, eine schöne Pflicht sein. M. R.

Das Jahreszeugnis der deutschen Presse.

In Deutschland erschienen zur Zeit wöchentlich an Zeitungen

1834 - 6 mal	114 - 7 mal	58 - 12 mal
--------------	-------------	-------------



275 ~ 2 mal 177 ~ 1 mal

Ein Jahresausgabe würde genügen um das Schweißpapier in ein Zeitungspapier einzuschlagen.

Aus der Umgegend

Schlingensek. Zu dem diesjährigen Mannesfesten verbunden mit Jagennetz unserer Schlingensek, welches am kommenden Sonnabend beginnt, sind zahlreiche Vereine eingeladen worden. Das Fest wird am Sonnabend durch einen Festzug mit anschließendem Kommerz eröffnet. Der Festzug bewegt sich durch folgende Straßen: Altmarsch gegen 1/9 Uhr abends von der Flegel, Brück, Bahnhofstraße, Wasserweg, Reinsdorferstraße, Neue Kirche, Poststraße, Rosenthal, Weitestraße bis zum Schützenhaus. Am Sonntag früh gegen 6 Uhr findet großes Weiden statt. Alsbald werden die Gäste und Vereine empfangen. 1/11 Uhr mittags erfolgt der Antritt zum Festzuge am Schützenhaus. Ein Herold sowie die Festwagen des Ehrenauschusses eröffnen den Zug. Einige historische Gruppen werden zwischen den einzelnen Vereinen eingefügt werden, so z. B. 4 Ritter aus der Zeit der Kreuzzüge, eine Zillengruppe, Friedrichs Reg mit seinen Genaralen, 1 Abteilung Postfische Jäger. Der Turnverein wird einen Festwagen

mit dem Turnverein Jaß mitführen. Der Zug berührt folgende Straßen: Altmarsch zum Schützenhaus, Weitestraße, über den Markt nach dem Linsplatz, wofür die Weite der neuen Straße haltfindet. Von dort: Promenade, Rotherhof, Weitestraße, Holstein, Bahnhofsstraße, bis über die Weite, dort wenden und wieder durch Bahnhofsstraße, Poststraße, Neue Kirche, Reinsdorferstraße, Weitestraße nach dem Schützenhaus. Die Bürgerhaft wird gebeten, einen Platz in ein festliches Gewand zu kleiden durch Flagen, Schmüder der Häuser und Straßen usw. Auch wird gebeten, zum Festzuge am Sonnabend zu illuminieren. — Hoffen wir nun, daß auch der Wertergott das Seine zum Gelingen des Festes beitragen mög.

Hausammlung. Die größte Anzahl der christlichen Liebestätigkeit in der Provinz Sachsen in Reinstadt feiert in diesem Jahre ihr 75jähriges Jubiläum. Der Lindenhof ist eine Knabenrechenungsanstalt, von Jungen von 7 bis 14 Jahren vor Vermählung behütet werden, auch Waisenkinder sind dort untergebracht. Jetzt sind 160 Jünglinge in der Anstalt. — Zum Lindenhof gehört auch das Brüderhaus, wo junge Männer ausgebildet werden, die dann in den Dienst der Inneren Mission ausgesandt werden und zwar als Stadtmisionäre, Gemeindehelfer, Hausväter in Erziehungs- und Pflegeanstalten, Herbergen zur Heimat usw. 200 solcher Brüder sind jetzt von Reinstadt ausgesandt und stehen in ihrer Arbeit. In diesen Tagen wird ein solcher Bruder an sein Heimlich kommen, um für diese Anstalt Gebete der Liebe zu sammeln. Versteht ihn nicht die Zeit, sondern heißt ihm, wo ihr könnt; zeigt einmal, daß ihr auch für solche Zwecke etwas übrig habt und bekundet euch zu diesem Christentum der Zeit!

An alle ehemaligen G. Mannen. Am 6. August soll in Langensalza, der alten Garnison des Regiments, den gefallenen Kameraden und dem alten stolzen Regiment ein Denkmal geweiht werden. Der Denkmalsauschuss verforderte jedoch zu dieser Feier die Einladung nicht festlosend alle ehemaligen Kameraden, Anmeldungen zur Teilnahme sind bis spätestens 25. Juli mit Herrn Weierhacht zu Wolze in Langensalza — für Mitglieder des Offiziersvereins an Herrn Rechtsanwält Nolte, Berlin-Charlottenburg, An der Herrstraße 82/83 — zu senden. — Die Feiern beginnen Sonnabend, 8. August, abends 8 Uhr und dauern bis Montag, den 10. August.

Mangel an Diakonissen. Immer stärker macht sich der Mangel an Diakonissen bemerkbar. Wenn auch unsere Diakonissen nach tausenden zählen, so ist doch der Bedarf in den Gemeinden und die Nachfrage viel größer als das Angebot. — Rein Beruf ist für niemanden wie der der Diakonisse; sie pflegt nicht nur Kranke, Stühle, Gefäßschwache und Fräuliche, sie dient auch den Kindern, Jungmädchen und Betagten und wirkt in der Wirtschaft, in der Erziehung und in der Bekämpfung der Volkslaster, in Kreisfahrgänge und Berufsberatung, in den Gemeinden und Apotheken. Jede besondere Anlage kann hier zur Entfaltung entwickelt werden. Für das Alter ist gesorgt. Aufenthalt reicht gern kostenlos neben andern Diakonissenanstalten das Mutterhaus der Pfleghäuser Anstalten in Magdeburg-Graven.

Kirchliches Leben. Für die Ausbreitung der katholischen Kirche in der Prov. Sachsen giebt das katholische Dekanat Wittenberg ein lehrreiches Beispiel: in den letzten 30 Jahren liegt die Zahl der Pfarreien von 6 auf 15. Zu diesem Wachstum hat z. T. auch die große Zahl der polnischen Sommerarbeiter beigetragen, von denen sich manche schließlich bawend niederließen. Die Arbeit der katholischen Kirche blieb nicht auf Sammlung der Bevölkerung ihrer Missionsbezirke beschränkt, sondern ging auch auf Verkündungen von Evangelien aus. Ausserdem wurden von den katholischen Pfarrern religiös-wissenschaftliche Vorträge für Protestanten gehalten.

Schnelles Erreichen des Reichthums. Kürzlich sind neun Kilometer südlich des Reichthums eingeführt worden. Es sind jetzt für das zurückgehende Kilometer in der vierten Klasse 3,3 Pfg. in der dritten Klasse 5 Pfg.

und in der zweiten Klasse 7,5 Pfg. zu entrichten. Um leicht die Rollen einer Fahrt ermitteln zu können, multipliziert man die Zahl der zurückgehenden Kilometer mit dem Preis der Rollen für jeden Kurs und — mit 10. Die Hälfte des Resultats liefert dann eine Reihe in der dritten Klasse, die wohl jetzt wieder am Meisten benutzt wird. Drei Viertel entrichtet man für die zweite Klasse und ungefähr ein Drittel für die vierte Klasse.

Neue Chemiedalle. Vom preussischen Landes-Ausgangspunkt ist kürzlich beschlossen worden, für die verunglückten Ehepaare, die ihre Schwere Kinder begreifen, wieder eine Chemiedalle zu schaffen. Früher wurde diese Medaille bekanntlich vom Landesfürsten verliehen. Es ist zu begreifen, daß aber alte Brauch wieder aufgenommen werden soll.

Die Jückerfahrt begann in vergangener Woche die Feier ihres 50jährigen Bestehens, an der Vorstand, Direktoren, das landmännliche und technische Personal und zahlreiche Gäste aus beherrschenden Kreisen, Landwirtschaft und Industrie teilnahmen. Während der Zeit hielt Herr Rittergutsbesitzer Bankdirektor Wilmers folgende Ansprache: „Die hier anwesenden Vertreter der Industrie haben mich gebeten, Ihnen ein Wort des Dankes zu sagen. Gern habe ich diesen Auftrag übernommen. Nicht nur, weil ich zwei Seiten in einer Welt vertritt, die sich landwirtschaftlich und landwirtschaftlich, sondern auch deshalb, weil ich einseitig bin, daß die Herren vom geistigen Willkäre erfüllt sind, an Ihnen können Sie teilnehmen zu dürfen. Wie ich es denn nun vor 50 Jahren oder auch vor 35 Jahren, wie ich in das Wirtschaftleben eintrat, aus Gang abgehoben vom Land hatte die Stadt Aachen einen rein agrarischen Einschlag; damals begrüßte uns das bunte Bild fertiger Waren und wogender Kornfelder. Und wenn ich heute wieder landwirtschaftlicher Maschinenfabrikanten mischt und sich über das abgeleitete Land auch die Schornsteine anderer Industrien erheben und ihre Rauchschwaden verteilen, z. B. die Metallfabriken, die Eisenwerke, die Eisenbahnen, die Eisenwerke, die Eisenwerke und wie sie alle heißen, so müssen wir eben eingestehen, daß das Wirtschaftleben Deutschlands nach immer von neuem betrachtet ist und gewandelt, wenn die Landwirtschaft aus die beiden Hauptindustrien der Welt geworden. Warum habe ich mir a' er die Frage vorgelegt: Was bedeutet eigentlich ein 50jähriges Jubiläum? Und da möchte ich sagen: ein ewiger Kampf. Nicht nur mit den Elementen, die ganz erheblich in die Industrie einer solchen landwirtschaftlichen Entwicklung einbringt, ein ewiger Kampf mit der Technik, die jedes Jahr neue Ideen, neue Verbesserungen bringt und eine Prüfung herausfordert. Auch heute haben wir den Beweis dafür, an dem neuen Kesselhaus und dem immananten Schornstein, der unendlich eine höhere Wärmeintensität herbeiführt, ein ewiger Kampf mit oft widerigen lokalen Verhältnissen. Wer möchte es nicht in den letzten Jahren, daß das geistige Altium in gewissen Schichten der Menschheit, meistens mit Recht bemerkt wird, weil sein Verständnis für die Wichtigkeit der geistigen Führung und der Ideen vorhanden ist, wie die Fäden über die Grenzen der engeren Heimat gewonnen werden. Aber wir müssen gerecht sein, nicht nur Kämpfe und Kämpfungen, sondern auch Segnungen zu haben die wir selbst nicht selbst geschickt. Wer möchte es befehlen, daß eine gut geleitete Jückerfahrt wie Aachen nicht das Fundament, das Rückgrat der Landwirtschaft bildet. Wer möchte es nicht, daß die Jückerindustrie in der Landwirtschaft eine ausgleichende Wirkung und zur Verbesserung eines Aachener Familienfang beiträgt. Wie populär die Jückerindustrie ist, ist daraus herzuholen, daß seitens der Amerikaner für diese Zwecke in ihrer Zinie Exportgebühren zur Verfügung gestellt wurden. Wer möchte es nicht, daß die Jückerindustrie ein gewaltiges Rohmaterial automatisch entlassen ist und diese Kultur mit der Hebung der Produktion des Brennpunkt der heutigen Tagesfragen bildet, belonders auch in den gegenwärtigen Kämpfen. Heute werden die neuen Aachen, die Sommerabend, wenn die Arbeiter ähnen durch die Steuern fahrtet, und all den Kämpfen mit selber Hand und den Segnungen bringe ich die Größe und Weisheit der hier anwesenden Industrie und auch des Vaterlandes, der ja in einem Maße die Geschichte des Aachener Familienfangs ist die Herren Vertreter der Industrie das Glas zu erheben und unter dem Motto: „Stadt und Land Hand in Hand“ auszurufen: Die deutsche Landwirtschaft, an der Spitze unserer engeren Heimat die Jückerfahrt Aachen, sie lebe hoch!“

Nachleben. Das Unwetter am Sonntag hat sich von Kalbsrieden an das ganze Tal längs der Unstrut ausgebreitet. Am schlimmsten hat es wohl in der Gegend von Gemünden, dort bringt die Niederungslage 62 mm. Das Wasser drang in die Säule ein und auch Schrägel ist in den Wassermassen ertrunken. Hier in Koblens fluteten die Wasser wie ein rasender Strom zur Vahnhofsstraße herein, die auf längere Zeit unpassierbar war, weil der Strom die ganze Straßenfront einnahm. Daß das nun Abhagen reise

Im engen Kreise.
Roman aus einer kleinen Stadt.
Von Paul Witt.

12] Wilmanns Bettungs-Verlag, Berlin W. 86, 1923.

„Natürlich werden Sie sich wundern, meine Damen, daß ich Ihnen hier zu ohne weiteres hineinsetze — ja, ja, Wamachen, wenn Sie mir auch das Gegenstück weismachen können! Ich fühle recht gut, daß Sie alle beide über meinen Versuch erheitert sind. Aber ich will Ihnen auch gleich rund heraus die Erklärung dafür geben.“

Beide Damen saßen ein wenig gespannt auf.

Frau Silda aber ging zu Emmy, reichte ihr die Hand und sagte mit sonnigem Lächeln:

„Ah, mein liebes Fräulein, bin ich gekommen. Ich habe gefühlt, wie nach all dem, was Sie in diesen Tagen durchgemacht haben, es in Ihrer Seele auszuweichen mußte. Und da habe ich mir eben gedacht, daß es Ihnen jetzt in Ihrer Einsamkeit ganz wohl tun wird, wenn jemand kommt und Ihnen sagt, daß er mit Ihnen läßt, und daß er Ihnen versteht, wie hoch er Sie schätzt und Ihnen befehlen will, wo es nur möglich ist. Ja, deswegen bin ich hier, liebes Fräulein!“

Und Emmy ergriff die ihr dargebotene Hand, schüttelte sie innig und schämte sich der Tränen nicht, die ihr in den Augen standen.

Auch der jungen Frau kamen die Tränen.

Und da, als die beiden sich zu Auge in Auge gegenüber standen, da sprach es aus ihrer Seele wie ein elektrischer Funke von der einen zur anderen, da taten sich ihre Herzen an, und im Volkgelächel des Bewusstseins, daß sich hier zwei reine und gute Menschen gefunden hatten, sanken sie sich in die Arme und küßten sich und schlossen ohne ein Wort der Verwahrung treue und feste Freundschaft.

Und das Mutterchen saß dabei in stiller, kummer, freudvoller Erschütterung.

Doch Frau Silda war keine Freundin langer Nährzeiten. Schnell entschlossen gab sie Emmy noch einen Kuß, schüttelte ihr die Hand und sagte dann frohlich:

„So, und nun machst du mir wieder ein betteres Gesicht. Wenn man so lieb und herzlich aussehst wie du, hat man gar keinen Grund, den Kopf hängen zu lassen! Spaß — so ein hübscher Kerl! Was tut denn das? Gar nichts! Ohne Verdruss geht feiner durch die Welt. Nur darf man sich nicht unterliegen lassen! Kopf hoch und lustig weiter! Das ist die Hauptlache. Da! Und damit du siehst, daß ich es auch wirklich gut mit dir meine, habe ich dir auch gleich was mitgebracht! Jawohl, es sind Pralinen, aber extra feine, von Savoir aus Berlin! — Da also — guten Appetit!“

Unter Tränen lächelnd nahm Emmy die kleine Bonbonniere aus der Hand der Freundin dankend entgegen.

Es war ihr plötzlich ganz froh und sehr geworden. Wie Sonnenchein und lüftiges Vogelgeschwätz leuchtete und jubelte es in ihr. Alles, was in ihr von Freude und Lebenslust liege, alles, was mit einem Waise wie aufgeweckt, alles rang nach Licht und Freiheit — und all der Kummer der letzten Tage war wie gebannt, wie weggefegt durch diese paar lieben Worte aus einem ehrlichen, guten Herzen.

Stumm, aber mit sprechendem Blick, reichte sie der jungen Frau die Hand hin.

Frau Silda sagte frohlich:

„So, und nun kommst du recht oft zu mir, nicht wahr? Soweit ich es kann, will ich dir schon die Enttarnung aus die besten Tage vertreiben.“

Emmy nickte heiter:

„So lange ich noch hier bin, komme ich sehr gern.“

Jetzt hat die junge Frau sehr erkannt.

„Ja, willst du denn etwa wieder fort?“

Abgelnd, mit ihrer Wegstimm, antwortete Emmy:

„Es wird wohl nicht gut anders gehen.“

„Aber weshalb denn nicht? Das, was du zum Leben brauchst, das wirst du auch hier erwerben können.“

„Hier? Das glaube ich doch wohl nicht.“

Nun begann auch die alte Frau, die bis dahin still angehört hatte:

„Sie müssen nämlich wissen, Frau Rechtsanwält, daß wir nicht über große Mittel verfügen. Meine Pension reicht ja wohl zur Not für uns beide. Aber meine Todter denkt an ihre Zukunft. Sie möchte sich eine Stelle schaffen, die sie unabhängig macht, wenn ich einmal nicht mehr leben werde — nun und solche Stelle dürfte ich hier am Ort doch wohl kaum finden.“

Da erwiderte Frau Silda resolut und lustig:

„Verrathen, ich will euch mal was sagen. Die beste Stelle für Emmy wäre — sie heiratet!“

Wamachen nickte lächelnd, hob die Schultern und sagte:

„Das wäre wohl für jedes junge Mädchen das Beste — aber, aber.“

Und Emmy stand da in holdem Erörten, und jetzt klangen ihre Worte fast her:

„Ich halte recht für Sie — ehe ich darauf war, steht erbeute ich mit der Finger wund.“

Schneidlos legte ihr die junge Frau den Arm um die Taille:

„Wer wird denn gleich so bitter werden! — So war es doch gar nicht gemeint. Ich wollte doch nur dein Bestes! Den Erbfeind natürlich werden wir nicht weihen. Aber das haben wir ja auch gar nicht nötig. Wir werden sein warten, bis halt der rechte Mann kommt.“

Da werden wir wohl lange warten können. Wer heiratet denn heute noch ein armes Mädchen!“

„Warum, mein Schatz? So schlimm ist es nun doch nicht bestellt. Es gibt doch genug brave Männer, die nicht nach Geld heiraten.“

Jetzt wurde Emmy wieder ernst, mit Bestimmtheit erklärte sie:

„Ich werde überhaupt nicht heiraten. Ich bleibe die Unabhängige. Deshalb will ich mir eine Stelle zu schaffen suchen, die mich verlor.“

(Fortsetzung folgt.)

Ostereide vollständig nicht ergriffen wurde, ist bei der Wucht der niedrigeren Wasserermengen erklärlich.

Geboren. Vor Beginn der Ernte fand Ende voriger Woche eine Erntebefreiung statt, an der die Gutsbesitzerfamilie sowie die gesamte Arbeiterschaft teilnahmen.

Magdeburg. Vor einigen Tagen stellte sich bei einer Revision der Stadtbank heraus, daß beträchtliche Angelegte große Unterbilanz verübt haben. Eine Nachprüfung ergab, daß mehr als 80000 Mark den ungetreuen Höhe und Gewinn in die Hände gefallen sind.

Leipzig. In der Gundorfer Straße in L. Lindnau führte am Sonntagmorgen ein vierjähriges Mädchen aus dem Fenster des zweiten Stockwerks auf die Straße hinaus. Am dem Hause war eben ein Kinderwagen vorbeigefahren und um dem Junge nachzusehen, bog sich die Kleine zu weit aus dem Fenster, rückte mit den Händen am Sims ab und stürzte hinunter. Das vermalende Kind trug durch den Sturz eine Verletzung der Wirbelsäule und einen Armbruch davon. — Am Montag nachmittag gegen 5 Uhr ereignete sich an der Kreuzung Glien- und Schönentrage ein bedauerlicher Unglücksfall, dem ein junges Mädchen von 12 Jahren erlitt. Durch einen ziemlich schnellfahrenden und, wie es heißt, zu weit links gefahrenen Lastkraftwagen eines hiesigen großhiesigen Unternehmers wurde ein etwa 20 Jahre alter Radfahrer von dem Auto gestreift und dann überfahren. Die erlittenen Verletzungen waren so schwer, daß der Verunglückte auf der Stelle verstarb. Der Autofahrer wurde sofort in Haft genommen.

Hilfen. 18. Juli. Zwei an dem Bahnsteige befindliche Zouchen fanden beim Durchgehen des Fahrplans zu dicht an den Gleisen, daß ein einjähriges Kind beide schwere Verletzungen am Kopf davontrug, daß er nach kurzer Zeit verstarb, kam der andere mit einer Gehirnerschütterung davon.

Defau. 20. Juli. Freiwillig in die Fremdenlegion werden sich ein junger Student, der hier bei seinem Onkel wohnt. Als ihn eines Tages der Onkel damit beauftragte, eine größere Geldsumme bei einer Bank zu machen, verwarf er die Bank und den Geld.

Ein verurteilter Grundlag. Ein Philosoph sagte einmal: Wenn ich einen Sohn hätte, so wollte ich, daß die ganze Welt von ihm spräche; wenn ich eine Tochter hätte, so möchte ich, daß niemand etwas von ihr zu sagen müßte.

Gräulicher Leidenfund. Hamburg, 20. Juli. Gestern früh wurde beim Fischmarkt ein brauner Leinwandfalter aus dem Wasser gefischt, der eine Frauenschleife enthielt, die alle Merkmale eines grauenvollen Lustmordes aufwies. Der Täter scheint die Leiche schon mehrere Tage verwehrt und den Körper erst in der letzten Nacht ins Wasser geworfen zu haben.

Hilfswelle in Berlin. Der geliebte Sonntag war einer der heißesten Tage in diesem Sommer. Schon in den frühesten Vormittagsstunden zeigte das Barometer gegen 30 Grad im Schatten. Obwohl die Gewässer in der Nähe Berlins von Booten und Badenden umwimmelt, kam es glücklicherweise zu wenig Unfällen. Bis gegen Abend wurden insgesamt vier Personen am Baden ertrunken gemeldet.

Wißhätigkeit. Bei einem Gewitter wurde am Sonnabend in Gausitz die 39 Jahre alte Ehefrau des Bergschmids Baumgarten beim Hausfliegen vom Blitz getötet, ihr Sohn erheblich verletzt. — In Garzburg schlug der Blitz zweimal hintereinander in eine Gruppe Arbeiter. Sonderbarerweise haben die Arbeiter auch einen starken Erschütterung nicht wahrgenommen und auch keinen Schaden davongetragen, während zwei in der Nähe stehende Bäume auseinandergeplittet wurden. — In Wulstien bei

Ostereide wurde das Wohnhaus des Arbeiters Schmitt vom Blitz aus getroffen und brannte bis auf den Grund nieder. — In der Gemeinde Lens bei Jülich wurde das Ehepaar Pargere beim Ausräumen in der Dorfkirche vom Blitz getötet.

Fünf Gehöfte abgebrannt. Am Montagmorgen brach in dem Gehöft des Landmanns Schmidt in Kleinmühl bei Rendsburg Feuer aus. Das Gehöft brannte bis auf die Umfassungsmauern nieder. Das Feuer sprang dann auf vier weitere Gehöfte über und scherte diese vollständig ein. Die Entstehungsurache ist noch unbekannt. Käufer zahlreichem Mobilar sind ein Pferd und mehrere Schweine in den Flammen umgekommen.

Graf Ludwigs Weltumseglungsplan. Graf Ludwig, der Seereise, beschäftigt in einem ermordeten Jagdschiff eine Weltumseglung zu unternehmen. Zur Zeit werden im Hamburger Hafen an dem Bremersteig, der erst vor wenigen Jahren vom Stapel lief, verschiedene Bohrmaschinen vorgenommen. Graf Ludwig hat sich u. a. entschlossen, in das Segelschiff einen Motor zu einbauen und mit ihm die Weltumseglung vorzunehmen. Sobald der Einbau vollendet ist, werden Probefahrten unternommen werden.

Ein türkischer Prinz ertrunken. Budapest, 20. Juli. Der hier in der Verbannung weilende Prinz Abdul Kadir, ein Sohn des ehemaligen Sultans Abdul Hamid II, ist gestern in der Donau beim Baden ertrunken.

Große Waldbrände in Holland. In der Gegend von Hensbroek wüteten in den letzten Tagen mehrere große Waldbrände, die infolge der Trockenheit und der großen Hitze immer größeren Umfang annehmen. Es sind bereits große Waldkomplexe vernichtet.

Der teure Nordpol. Amundsen's letzte Nordpolfahrt hat an Kosten insgesamt 25 Millionen Kronen verursacht.

Ein Kneipe mit Hausfrauen-Bedenung. In einem Schweizer Dörfchen, das sich allgemach zum Dorf entwickelt hatte, fehlte es bis vor kurzem — ein Weltwunder! — noch immer an einem Wirtshaus. Das war für die Mannwelt nicht mehr zum Aushalten. Sie kamen deshalb bei der Kantonalverwaltung um Erlaubnis einer Konzession ein. Als aber protestierten die Weibsbilder bei derselben Verwaltung gegen die Konzession, da sie nicht wollten, daß der Saufel der Trunksucht in ihr friedliches Dorf Einkehr halte. Man wundert die Männer, zwecks Alkohol in die Nachbardörfer, was den Frauen noch weniger angenehm war. Kurz entschlossen gründeten sie nun eine „Gemeindebewirtschaftungsgesellschaft“, deren Inhaber sämtliche Hausfrauen wurden. Alljährlich wechseln sie sich in der Leitung ab, ebenso in der Bedienung der Bälle. Die Getränke und Speisen sind vorzüglich und obendrein billig, da ja kein Gewinn erzielt werden soll. Aber die Hausregeln sind streng! Punkt 10 heißt: Die Gäste an die Legete, und wer zu viel trinkt will, wird zur Raision gebracht.

Die Mode der „Kriechkur“. Einige Jahre vor dem Kriege haben deutsche Ärzte die „Kriechkur“ erfinden, die noch heute zur Behandlung von Rachitis bei kleinen Kindern angewandt wird. In Amerika ist aus dieser Kriechkur jetzt eine große medizinische Mode geworden, die man bei allen möglichen Weiden anwendet. Mäntelchen und Bettdecken, alle wie junge, verdrängen täglich einige Stunden auf den aufrechten Gang und kriechen auf allen Vieren umher. Es hat sich herausgestellt, daß die Kriechkur ausgesprochene Wirkungen hat, nicht nur u. B. bei der Verlagerung innerer Organe, sondern auch bei Dickdarmlähmung, Schmerzen in der Schulter, Arm-, Bein- und Hüftmuskeln usw. Besonders dicke Damen machte sie bedeutend „schlanker“.

Die Seelen-Freundin. In Minneapolls im Staate Minnesota ist ein Herr Richard Fowler von seiner Ehefrau durch eine Scheidung verlagert worden, weil er seine Liebe und seine ganze Aufmerksamkeit einer anderen Dame zugewandt hat — die gar nicht existiert! Miss Fowler behauptet, ihr Gatte gebe sich beständig

einer unglücklichen Nebenbuhlerin hin, sogar im Theater und in der Straßenbahn liebkügte er mit seiner „Seelenfreundin“. Die fonderbare Dame muß es ja wohl auch wissen. Das Ehepaar gehört nämlich einer spiritistischen Sekte an, und beide glauben an die Erziehung von durchgeheilten Wesen ohne Fleisch und Blut, mit denen sie jederzeit in Gedankenanstausch treten können.

Ein treffliches Angebot. Die Stadt J. in der Pfalz sucht jüngst einen neuen Stadtrichter. Es melden sich 14 Bewerber um die Stellung. Einer derselben wollte sich wohl besonders einmischen, denn er versprach in seinem Gesuch, nicht nur alle Stadträte umsonst beerdigen zu wollen, sondern für diese das Grab auch noch einen Meter tiefer als sonst zu machen! Leider konnte der Stadtrat auf das verlockende Angebot nicht eingehen.

Fünf Familien in einem Stein. Ganz eigentümliche Wohnungsverhältnisse sind im Kaukasus durch eine seltsame Naturerscheinung hervorgerufen. Umgefaßt eine halbe Meile entfernt von der großen kaukasischen Meerstraße befindet sich ein enormer Felsblock, der zermalen ist. Dieser Felsblock ist im Laufe der Zeit durch Wind und Wetter so unterteilt worden, daß er den Eindruck eines Raminchenhauses macht. In diesen unterirdischen Höhlengängen haben sich nun im Laufe der Zeit fünf Familien angesiedelt, zu denen im ganzen dreißig Personen gehören. Die kleine Gemeinde lebt dort, von der Unbill der Witterung geschützt, von den Segnungen europäischer Kultur unberührt, miete- und steuerfrei.

Ein wielsangene Anzeiger. In einer wirtlichen Verhältnisse kleinen Zeitung fand jüngst folgendes Inserat. Meiner merkwürdigen Stadt und Land stelle ich mit, daß ich seit 1. Juli nicht mehr Gerichtsbesitzer bin und verbinde damit das Erbsuchen, mich nicht mehr so schnell anschauen zu wollen. Hausmeister H. K., Gerichtsbesitzer a. D. Die „werte Kuchenhaut“ wird ob des Wohlwollens des Herrn J. K. sehr entzückt sein.

Am 22. Juli: Weiß heiter und sehr warm, schwieliger Wärmegewitter, sonst trocken. Am 23.: Weiß heiter und sehr warm, bis auf lokale Gewitterabfälle, trocken. Am 24.: Keine feindliche Verwekung.

Einem großen Freundeskreis hat sich der vor einiger Zeit erkrankte Spratt'sche Wirtshausbesitzer mit seinen humorvollen, literarischen Illustrationen erworben. Jetzt läßt ihn Spratt'sche Wirtshausbesitzer einen Depocho-Projekt folgen, der mit seinen Fähigkeiten und ausdauernden Tatkraften und den sachkundigen Rat-schlägen für Hund- und Geflügel-Liebhaber wieder allen Empfinden große Freude machen wird. Von Ornithologen, Kynologen und sonstigen Interessenten überdient Spratt'sche Wirtshausbesitzer, Berlin-Bismarckstraße, den Depocho-Projekt bei Bezugnahme auf das heutige Inserat der Firma August Delsig, Breitstraße 20 Postenlos.

Von Unser Vaterland. Monatsheft für alle Deutschen, unter Mithilfe zahlreicher Vaterlandskrieger herausgegeben von J. A. Krieger liegen aus und nun die neueste Heft 9 und 10 raus. Die Heft ist inhaltlich und äußerlich sehr schön und wertvoll. Einmal die Heft ist urteillos, von echter Liebe zu Volk und Vaterland getragene reichhaltig, in Wort und Bild gleich vorzügliche Heft, die uns von Heft zu Heft immer besser gefällt, entgegen zu nehmen und ausdauernden Tatkraften und den sachkundigen Rat-schlägen für Hund- und Geflügel-Liebhaber wieder allen Empfinden große Freude machen wird. Von Ornithologen, Kynologen und sonstigen Interessenten überdient Spratt'sche Wirtshausbesitzer, Berlin-Bismarckstraße, den Depocho-Projekt bei Bezugnahme auf das heutige Inserat der Firma August Delsig, Breitstraße 20 Postenlos.

Kein Haarausfall

Dr. med. Campo schließt dieses Wort in sich! Wie viele Haarräser haben Sie schon wahllos angewandt, ohne daß Sie den geringsten Erfolg sahen. Kein Wunder, wenn Sie jedes Vertrauen in die zahlreich angepriesenen Haarräser verloren haben. **Dr. med. Campo** hat ein Mittel erfunden, das den Haarausfall von vornherein verhindert. Senden Sie uns sofort einige ausgekämmte Haare zur kostenlosen mikroskopischen Untersuchung ein. Auf Grund des wissenschaftlichen Befundes sagen wir Ihnen dann, wie das Haar rationell zu pflegen ist, um in Zukunft einem weiteren Haarausfall vorzubeugen. Schreiben Sie noch heute an Dr. med. Campo 6. m. B. H., Magdeburg-Neustadt.

Im engen Kreise.

Roman aus einer kleinen Stadt.

13) Wemanns Bettungs-Verlag, Berlin W. 66, 1922.

Woll Besorgnis sah die alte Mutter auf. Sie ahnte wohl, was im Herzen der Tochter vorging.

Aber auch Frau Silba ahnte plötzlich, daß hier ein Gebot betreten war, das man besser unberührt ließ. Deshalb lenkte sie auch schnell und lustig ab.

„Waden wir uns doch darüber keine Sorgen. Vorerst ist es ja noch nicht so weit. Die Hausfrau ist mir, ich habe eine liebe Freundin gefunden. Das Klingel-epithet, wie's Stimmt, ist es auch! Aber ich habe mich, da ich hier mit all den Pflichten leben muß, so ein wenig und verlassen gefühlt, daß ich jetzt, nun ich eine gleichgestimmte Seele finde, mit beiden Händen zugreife und sie mir zu erhalten suche. Das ist doch nur ganz geheimer Lebensgeheimnis, wie? Na also, Spas beiseite! Wir werden uns schon gut vertragen, wenn wir uns erst näher kennen lernen werden! Und da man beim ersten Schritt nicht sehen können! — Jamahl, ich gehe stets aufs Ganze los! — so bitte ich euch beide, Herrschaften, trinkt heute nachmittag eine Tasse Kaffee bei mir, ja! Es gibt auch selbstgebackenen Albenbüchsen, prima, prima — Rezept von der Frau Malinlar — also ohne Zabel! Mogebracht, wie? Punkt vier Uhr wird angerechnet! — Hebrigen gibt es auch noch Schokolade in Hütle und Säulen! — Also auf Wiedersehen um vier!“

Unter Klammern und Scherzen ließ sie davon und schippte über die steile Treppe, als wär's Paradiesstiegenboden.

Selbst unten uftte sie noch:

„Ach, diese Treppe hat der Herrgott im Horn erschaffen, und die da runter geht ganz besonders!“

Stetlich hinaufsteigend, eilte sie davon.

Mutter und Tochter winkten ihr freundlich nach.

Als sie dann beide allein waren, saßen sie sich an, zuerst stumm und fragend.

Dann sagte Emma:

„Sie ist eine treuerzige, gute Seele.“

Da nickte die alte Frau:

„Ja, das ist sie. Und du kannst Gott danken, mein Kind, daß du sie hier gerade jetzt gefunden hast!“

Darauf wendete die Tochter sich ab.

„Ach, Mutterchen, ich bleibe ja doch nicht hier — nein, nein, um keinen Preis der Welt.“

Erstarrt horchte die alte Frau auf. Sie hörte, was aus diesen Tönen klang. Sie ahnte auch, was dies verhaltene Bitterkeit hervorgerufen hatte — aber sie schweig — so war es wohl am besten. —

Als Herr Waldemar Witt am nächsten Morgen erwachte, hatte er so etwas wie einen Kagenjammer.

„Wovon? fragte er sich.“

Getrunken und geraucht habe ich nicht mehr als sonst. Morgenbesonnen habe ich ebenso wenig.

Also wovon kommt der müße Kopf?

Er fand keine Erklärung dafür.

Das Frühstück, von Frau Wamm mit gewohnter Sauberkeit und Delikatesse hergerichtet, berührte er kaum.

Die gute Seele war ganz entsetzt. Noch niemals hatte sie das erlebt.

„Mein Gott, Herr Witt, seht Ihnen denn etwas?“

Wetz der Denbel, was mit mir los ist! Eine eckelhafte Nacht war das!

„Ich werde sofort zum Arzt schicken!“

„Ne, ne, lassen Sie man — es wird schon wieder werden.“

So ein Hebel soll man aber im Kelm erfunden.

Jamahl. Gleich energisch angreifen. Das ist das einzig Richtige. Also ich schide zum Arzt.

Jetzt wurde er nervös.

„Aber ich sage Ihnen doch nein! Ich will jetzt keinen Doktor! Ich kenne mich doch!“

Da antwortete sie fast Kleintaut:

„Ja ja, entschuldigen Sie nur, bitte — ich meine es doch nur gut mit Ihnen.“

Verzerrlich fand er da und neigte an der Kravatte.

„Sie ärgerte sich abtätlich und machte sich noch allerlei zu schaffen, weil sie hoffte, er werde sich durch ein gutes Wort wieder beruhigen, wie das sonst immer gewesen war — aber sie wartete diesmal vergebens — das gute Wort kam nicht.“

Da erstarrt sie ernsthaft. — Was war denn nur mit dem Mann geschehen? Erst gestern abend die verständliche Szene, dann heute dies fonderbare Verhalten. — Ja, was war denn das? — Jeden Jahre führte sie ihm nun den Hausball, und niemals hatte er sie so behandelt! — Da mußten sich doch ganz fonderbare Dinge ereignet haben. — Endlich ging sie stumm und ohne aufzusehen mit dem Gesicht hinaus.

Verzerrt sah er ihr nach. — Manchmal konnte sie ihm wirklich auf die Nerven fallen! — Einmal über seinen Kopf hinweg disponierte sie! — Ja, ja, er hatte sie zu demt werden lassen in diesen gelben Jahren!

„Kerhammer Krangenkopf!“

Während rih er Krangen und Kramate herunter.

Katellisch, das Knopfloch war ausgerissen!

Grimmig bearbeitete er die elektrische Glode.

Das Hausmädchen erstickte.

„Frau Wamm soll kommen!“ schrie er sie an.

„Daß erlaunt verstand die Kleine schnell und berichtigte drängen von der roffen Laune des Mann.“

Einen Augenblick später fand Frau Wamm, stumm fragend, im Rahmen der Tür.

„Witze, geben Sie mir ein anderes Oberhemd heraus!“

„Ganz recht, aber ich bitte um ein anderes, und zwar um eins, das keine Knopflöcher hat.“

(Fortsetzung folgt.)

Das Leben im Wort

1925



Schriftleiter: Paul Lindenberg



1925

Du bist mein! / Roman von Agnes Schöbel

6. Fortsetzung

(Nachdruck verboten.)

Kurze Inhaltsangabe zu unserem bisher veröffentlichten Romanheft.

Der Herr Professor, der wartin res berühmten Professors Distelkamp, wollte sich mit ihrem Mann in eine Gesellschaft begeben, als der Professor plötzlich von einem schweren Herzkrampf befallen wird. Seine Gattin eilt zu ihm und findet auf dem Teppich einen rätselhaften Briefumschlag. Der herbeigekommene Arzt erklärt den Zustand des Gelehrten für ernst, jede Aufregung müsse ihm ferngehalten werden. In der Erinnerung taucht ihm die erste Bekanntschaft mit ihrem Mann auf, bei dem sie, die früh verwaiste Tochter eines Offiziers, sich auf eine Anzige hin um die Stellung einer Sekretärin beworben. Als solche stand sie ihm helfend zur Seite, aber schon damals fiel ihr auf, daß der sonst so ernste und gemessene Gelehrte aus seinem Gleichmut gerissen wurde, wenn bestimmte, von Frauenhand geschriebene Briefe anlangten. Auf einen solchen war ebenfalls auch der diesmalige Herzkrampf zurückzuführen. In letzter Zeit hatte sich das Wesen ihres Mannes ihr gegenüber geändert, er war viel lebhafter,

herlicher, vertrauter geworden, vielleicht auch, weil ein junger Gelehrter, Ulrich Mathejus, in sein Haus gekommen, dem ihm ihre Sympathien zuwandte. Und notgedrungen, da der Arzt jede geistige Beschäftigung streng verboten, mußte der Professor einwilligen, daß ihm und Ulrich Mathejus eine dringende wissenschaftliche Arbeit gemeinsam vollenden. Da meldete sich ein Besuch, die Wiener Schauspielerin Valeria Valeri, unter dem Vorworte, daß Professor Distelkamp ihr in allerlei Kostümszenen bei ihrer Darstellung der „Aeropatra“ helfen möchte. Ihr Ansehen, den Gelehrten unbedingt persönlich sprechen zu müssen, lehnte Ulrich ab. Wohllich empfand sie: hier war das Rätsel des früheren, oft seltsamen Benehmens und der schweren Erkrankung ihres Mannes! Sie berichtete ihm von dem Besuche, es kam zu einer erregten Aussprache. Nun erfüllte Eifersucht auf den jungen Gesährten den Professor, der in einer dumpfen, verzweifeltsten Stunde sein Testament änderte, für ihn und seine Frau waren qualvolle Tage angebrochen, beide von widerstrebendsten Erinnerungen erfüllt.

Gines Tages, während der Arbeitsstunden, die Geheimrat Sarre niemals für seine Besuche wählte, um ihm nicht abrufen zu müssen, wurde der Arzt vom Distelkampischen Diener antelephoniert. „Der Herr Professor bitten um eine Konsultation unter vier Augen.“

Der Geheimrat wußte sofort, was diese Aufforderung zu bedeuten hatte. Einen Herzschlag lang zögerte er mit der Antwort, dann sagte er sein Kommen zu.

Distelkamp empfing ihn anscheinend völlig ruhig. Aber die abgemagerte Rechte des Kranken zitterte bei der Begrüßung, während einer kurzen Untersuchung zuckten und flogen die Glieder.

„Womit kann ich Ihnen dienen?“ fragte Doktor Sarre, gegen seine Gewohnheit einen Platz im Schatten suchend.

„Vor allem damit, daß Sie mir die Sonne Ihres Angesichts leuchten lassen, lieber Freund!“ Distelkamp machte den Scherz mit bleichen Lippen, er wußte nun bereits, was er wissen wollte. „Also, mein lieber Geheimrat,“ eine weiterscholende Handbewegung des Kranken — „in dieser Stunde wollen wir die Rollen einmal tauschen. Seien Sie der Gehorchende, ich der Befehlende!“

Der Arzt senkte zum Zeichen der Einwilligung den Kopf. Die Hände wurden ihm feucht.

„Mein lieber Geheimrat, wir sind doch Männer, — obgleich mir immer der Weibewirtschaft hier neben meinem Krankenbette ein Teil meiner Mannhaftigkeit verlorengegangen sein muß, sonst hätte ich die Frage, die ich jetzt an Sie richten will, längst getan.“ Schwer zog er die Luft ein. „Vor allem setze ich Ihr Ehrenwort voraus, daß Sie mir die Wahrheit sagen werden.“ Sein Gesichtsausdruck wurde finstler und dunkel. „Ich habe Jahre meines Lebens an Gewissheiten verloren, — noch einmal ertrage ich das nicht. — Hören Sie, Doktor.“ — Ein freischender Laut gab seiner tiefen Stimme etwas Grelles, Schneidendes. „Ich ertrage es nicht.“

Durch die Augen des Arztes flackerte ein unruhiges Licht. Ihm war's, als hätte er ein Nichtbeil zwischen seinen

Fingern, — ein Nichtbeil, das er fallen lassen sollte auf den Nacken eines lebendigen Menschen! Die Stimme des Kranken kam an ihn heran wie etwas Körperliches. Jetzt voll dumpfer Wucht. „Geheimrat, wie lange geben Sie mir noch Frist?“

Doktor Sarre durchfuhr's; so präzise hatte er die Frage nicht erwartet. Ein kurzes Aufblicken. „Das hängt von den Umständen ab.“

„Fertigen Sie mich doch nicht mit einer barmherzigen Lüge ab. Ist mein Leiden heilbar?“

„Nein.“

Ein zischender Laut, dann eine Wiederholung des Verlangens. „Wie lange geben Sie mir noch Frist? Ich frage Sie, Mann gegen Mann.“

„Nun denn: höchstens noch acht Tage.“

Einen Moment schien es, als wollten die Augen des Kranken verglafen. Dann kam ein Lächeln. „Ich — danke Ihnen, Doktor. Und nun noch eine Bitte: lassen Sie mich allein.“

Mit tiefgefurchter Stirn, eine schwere Bekommenheit niederkämpfend, entfernte sich der Arzt. Zu dem Wesen des Antwort heischenden Mannes war etwas so Zwingendes gewesen, die schlimme Kunde war dem Widerstrebenden gleichsam aus dem Innern herausgerissen worden. Sie konnte eine beschleunigende Wirkung auf die Krankheit nicht mehr üben. Die kurze Untersuchung nach seinem Ein-

tritt hatte dem gewiegten Mediziner die Gewißheit gegeben, daß das Leben des Kranken nur noch nach Stunden rechnete. —

Konrad Distelkamp hatte seine Willenskraft und Selbstbeherrschung überschätzt. Das Lächeln, das noch um seine Lippen stand, wurde steif, wurde einsältig. Zu seinem Hirn breitete sich für Minuten eine völlige Leere aus, der Verstand schien entflohen, jede Vorstellung, auch die eine, fürchterliche, erstorben zu sein. Ruhige Atemzüge, ein Sichlösen aller Glieder, ein Zufallen der Lider. So verstrichen die Minuten.

Da, ein seltsamer Laut. Ein Gurgeln. Als sei ein Duell in der breiten Brust aufgebrochen, ein Duell der Dual-



Schlüsselblumen

Von Lisel Donner, Zeulenroda

Sieh da, die goldnen Blümelein,
Sind wohl vieltausend Schlüssel fein
In Herzen tief hinein.
Sieh zu, daß ich nicht deins erschließ'
Und all' mein Lieb darein ergieß',
Vielleicht bringt es dir Pein?
Vielleicht auch bist du selig Kind,
Dem alle Himmel offen sind
Durchs goldne Schlüssellein;
Denn aller Maien lachend Los
Und aller Jubel wunschvoll groß
Will ziehn in Herzen ein.

Das Bewußtsein war zurückgekehrt, und mit ihm die gräßliche Vorstellung. Die Wahrheit. Die Gewißheit. Bilder tauchten vor dem Kranken auf, — verlegend grell, unheimlich deutlich.

Und dann stieß er einen Schrei aus, der nichts Menschliches mehr hatte.

* * *

Alix ließ die Feder fallen, sie taumelte empor. Was war das für eine Stimme? Sie stürzte über die Schwelle, sie stolperte vorwärts, jetzt stößt sie gegen die Tür.

Doktor Mathesius ist ihr gefolgt. In seiner Verstörung hat er alle Zettel und Manuskriptblätter zusammengerafft, als wolle er sie retten vor einem ausbrechenden Feuer.

Alix machte ihm Zeichen, zu gehen. Die Stimme ist ihr wie aus der Kehle gerissen.

Zögernd entfernt er sich. Schritt für Schritt steigt er die Teppichstufen hinunter. Alix ist zum Krankenzimmer geeilt. Am ganzen Leibe zitternd, tastet sie nach dem Türgriff. Entschlossen öffnet sie die Tür. Ist der erbarmungswürdige Mensch, der dort auf der Kante des Bettes kauert, mit verkrampften Gliedern, mit verzerrten Zügen, — dem von der Stirn der Schweiß in Tropfen rinnt, schwer und dicht fallend, wie Tränen, — ist das ihr Mann?

„Konrad,“ ruft sie, und ihre Stimme bricht vor Jammer.

Der Kranke macht eine Bewegung. Ein kurzes, flirrendes Geräusch. Er hat ein Glas zu Boden gestoßen, es ist in Scherben gegangen.

Alix bleibt drei Schritte vom Bette entfernt stehen. Die Zähne schlagen ihr zusammen. „Ich, ich will den Geheimrat rufen lassen,“ murmelt sie, macht eine Bewegung zur Tür.

„Er ist bereits hier gewesen. Soeben, glaube ich. Oder — Ich, ich weiß es nicht. Es ist mir entfallen.“ Ein Tasten nach den Schläfen empor.

„Sarre war hier? Um diese Zeit?“ Alix wird aufmerkham.

Der Kranke atmet auf. „War hier. War hier, Alix!“ Wieder kommt der furchtbare Klang in die stumpf und heiser gewordene Stimme. „Alix! Ich, ich muß sterben. Heute, morgen, — in ein paar Tagen.“

Sie fliegt auf ihn zu. Alle ihre Frische ist fortgewischt, wie von einer Blume, die unter einem plötzlichen, eiligen Anhauch welkte.

„Konrad, du hast einen gräßlichen Traum gehabt. Wie sollte auch Sarre um diese Zeit herkommen.“

„Ich habe ihn rufen lassen. Ich selber. Ich, ich mußte Gewißheit haben. Mußte. Hörst du, Alix?“

Sie erbleicht. Bis in die Lippen erbleicht sie. „Und er hat dir — gesagt. — Aber das ist ja nicht möglich.“ —

„Ich habe sie ihm abgepreßt, die Wahrheit.“ Er verstaumt.

Ein fürchterliches Mitleid schleicht sich Alix bis in die letzte Ader hinein, dann drängt sie sich neben ihn, schlingt die Arme um ihn.

Roter Nebel legt sich über seine Augen, seine hagere Glieder durchschauert's. Ein röchelndes Achzen. Er weint.

Alix läßt die Augen durchs Zimmer schweifen, — drüben im Spiegel, der dem Bette gegenüber an der Wand hängt, erblickt sie sich selber, und erblickt den Unglücklichen, der sich an sie klammert wie an das Leben selber, immer fester, sie wie in eiserne Fesseln schnürend, in unlösliche! —

Jetzt weiß sie, was die bohrende Unruhe zu bedeuten hatte, die sie seit Wochen gepeinigt, — jetzt weiß sie, was die unheimliche Ahnung ihr ankündigen gewollt — —

Etwas Entsetzliches wird geschehen, etwas Unausdenkbares, etwas Ungeheuerliches. Was? Was?

Sie preßt die Wimpern zusammen, wie ein Kind, das sich im Dunteln fürchtet. Sie will irgend etwas stammeln, in einem Guß des Erbarmens die wühlenden Gedanken des Unglücklichen ersticken. An Konrads Werbung muß sie abermals denken. Die Vorstellung von einem Raubvogel, der sie in den Fängen hält, kehrt ihr zurück. Aber nicht mehr zur Sonne wird er sie tragen, — in eine öde Felsenwildnis soll sie geschleudert werden, wo das Grauen wohnt, wohin kein Menschenfuß tritt. Wie damals schauern heiße Worte auf sie nieder, fallen in ihr Blut, in ihre Seele. Bitten sind es, glühende Bitten, die aus der röchelnden Brust eines Verdammten aufsteigen, unwiderstehlich zwingend, voll düsterer, gräßlicher Gewalt. —

Die Augen weit aufreißend, horcht sie. — — Jetzt hat sie begriffen! —

„Alix, Alix, hörst du mich? Antworte! Versprich! Schwöre!“

Ihre Blicke irren hilfessuchend durch den Raum. Kommt denn niemand, sie zu befreien, sie zu erlösen. Hätte sie Mathesius nicht fortgeschickt! Könnte er ihr beistehen! Im nämlichen Augenblick weisen ihre Gedanken ihn weit fort aus dieser Stunde, fort von diesem Lager. Weiter fallen die fürchterlichen Laute in ihr Ohr, von heißen Atemstößen getragen. Immer enger schnürt die eiserne Umarmung.

„Alix, Alix! Antworte! Hörst du? Schwöre!“

Wie in eine Folter fühlt sie sich hineingeschraubt, sie kann nicht entrinnen, nicht fliehen. Die Dual, die der Unglückliche leidet, kriecht an sie heran, zwingt sie, überwältigt sie. Ihre Nerven geben nach. Sie schluchzt ein paar Worte hervor, hebt zitternd die Rechte — — dann windet sie sich los, mit einem Schrei.

In der Nacht, die diesem Tag folgte, starb Konrad Düsteltamp.

* * *

Die Bestattung war vorüber.

Aus den fernsten Winkeln der Erde waren Beileidsgedankungen eingetroffen. Die Kranzspenden hatten sich gehäuft, — das ganze Haus war durchzogen gewesen vom schwülen Duft der Blumen, vom scharfen Geruch des Lorbeer's.

Lorbeer! Hätte der Tote sehen können, welche Massen davon ihm geweiht wurden, — ein bitteres Lächeln wäre aufgegangen in dem erstarrten Gesicht.

Auch von Valeria Valeri war ein Kiefenzweig eingetroffen, — gebunden mit einer Schleife aus goldflammem Haar.

Alix hatte stumpf und finster auf alles geblickt. Sie stand nicht neben der Gruft wie ein Weib, der man den Stolz und den Hört ihres Lebens begräbt, auch nicht wie eine jugendliche Witwe, an die, sobald der Kummer fort-

geweint ist, sich das Leben geheimnisvoll lockend heranschleichen wird, um sie aus dem öd gewordenen Hause fortzuführen in die bunte, lachende Welt. Wie eine Märtyrerin stand sie da, die sich bereitet, lebendig eingemauert zu werden, sich abschließen zu lassen von Freude und Glück. Keine Träne rann, kein Laut kam von den fest geschlossenen Lippen. Anteillos nahm sie die Fülle der Trostesworte entgegen, die man ihr spendete; kaum, daß sie sich entschloß, näheren Freunden die Hand entgegenzustrecken, um einen stummen Druck zu empfangen.

In ihren Augen stand ein seltsames Licht; der schwarze Schleier hing regenschwer an ihr herab, sich fest und fester, trauerdunkel um ihre Gestalt legend. Es war ein trüber, verweinter Tag.

Die kostbaren Schleien an den Kränzen wurden schlaff und glanzlos, von den Rosen fielen die Blätter; nur der Lorbeer hielt sich unverehrt in seiner starren, harten Pracht.

Als Doktor Mathesius an Miz herantrat, blickte sie plötzlich auf, nickte dann einen stummen Dank. Der junge Gelehrte hatte nach den berufensten Vertretern der Wissenschaft am Grabe gesprochen, — er, der dem Verstorbenen die letzten Monate hindurch so nahe hatte treten dürfen durch die Vollendung und Bekrönung seines bedeutendsten Werkes. —

Nun lag das alles zwei Wochen und länger zurück. Der nicht enden wollende Regen hatte seine erquickende und befruchtende Wirksamkeit eingestellt. Die Rosen blühten in Fülle. (Fortsetzung folgt.)

Grüße von der Nordsee.

Sturm!

Von E. v. Steinkeller.

(Nachdruck verboten.)

„S r muß etwas abflauen!“ sage ich vorsichtig. „Bei mör döllerer wehn!“ versichert Herr Lorenzen, der Besitzer des schönen Segelkutters „Seeadler“, und beide meinen wir mit „ihm“ den leichten Nordwestwind, der, aus fernen Himmelsstrichen kommend, alles in seine kräftig frische Salzlust hüllt und mit nedendem Finger kleine lustige Wellchen wie Käsepfötchen aus der tiefblauen See hervorlockt.

Und der Nordwest tut Herrn Lorenzen den Gefallen. Als am Nachmittag mit der Flut die angelegte Segelzeit kommt, weht er „döllerer“, meiner Ansicht nach sogar recht toll, — aber das ist die Ansicht einer Landratte und nicht maßgebend, und ich schluße sie auch ganz brav hinunter, um mich nicht zu blamieren.

„In mein Boot, da kann Sie nix nich passieren!“ ermuntert Lorenzen denn auch, als ich am Seesteg das hin und her schaukelnde Fahrzeug besteige. D. h. „besteige“ ist ein etwas fühner Ausdruck, man kann eher sagen, ich werde „verfrachtet“. Drei hübsche blonde Mädels, ein todschicker junger Mann in Aspik (ach, pardon, ich wollte sagen in Froshautregenmantel) und eine dicke Dame, die sich fürchtbar niedlich „fürchter“, folgen.

Los! Wie ein von der Leine befreiter Fudel schießt das Boot dahin. Jubelnd — glücklich über seine Freiheit —, und ebenso jubelnd nimmt es die See in ihre Arme, angefeuert von dem Nordwest, der jetzt nicht mehr Käsepfötchen, nein, richtige Wellen mit silbernen Schaumkronen aus ihr hervorzaubert. Einen Moment dreht sich alles in einem, man weiß nicht, was oben und unten, rechts oder links ist. Die Mädels quieken und fihern, die dicke Dame klammert sich verzweifelt an den Mast, der junge Mann in Aspik beruhigt nach allen Seiten.

Lorenzen strahlt. Segelwind, das ist sein Element, sein Vergnügen, den hat er sich ja heute früh auch gewünscht. Und wie günstig der Nordwest den Kutter nach den Halligen zu treibt. Lustig flattert die kleine holsteinische Flagge an der Spitze des Mastes, wie die Schwingen eines riesigen weißen Wasservogels leuchten die Segel.

So blau ist der Himmel, von ganz tiefer, fast herrschsüchtig harter Farbe, und die Sonne lacht heiß und strahlend in die schöne Welt hinein und macht sich lustig über eine kleine federleichte Wolke, die als winziger grauer Fleck fernab am westlichen Horizont erscheint. Was fragt man schon viel nach Wolken, wenn man die Kraft in sich fühlt, alles um sich herum froh zu machen. Wenn man blühende Silbersterne über die

Wellen streuen kann, so daß es aussieht, als tanzten fröhliche Wasserefschen und wollten die Menschen verführen, nach ihnen zu greifen.

Ich gerate ins Träumen. Unliebsam erweckt mich die Stimme der dicken Dame, die sich weinerlich beklagt, daß es „so schaukelt“. Es antwortet ihr niemand. Der „todsichide Jüngling“ sieht ähnlich grünblau aus wie sein Aspikmantel, bemüht sich aber trotzdem, den fichernden Mädels zu imponieren. Lorenzen achtet mit aufmerksamen Augen auf das Umgehen der Segel, und daß der Kutter in der vorgeschriebenen Fahrtrinne bleibt, nicht auf eine der hier tückisch verborgenen Sandbänke gerät. Ob es denn wirklich schaukelt? Ich empfinde es kaum. Aber ganz schräg liegt unser Fahrzeug auf dem Wasser, silbener Gischt spritzt über Bord, die Wasserefschen fallen lustig über uns her.

Lorenzen versteht seine Sache. Wie ein Feil schießen wir zwischen der Hallig Langenes und der Insel Anrum auf die Hallig Hooge zu. Jetzt gilt es kreuzen, hin und her schlägt der Großmast, von einer Bordseite zur andern klettert man, um von den überplauschenden Wellen nicht zu sehr durchwägt zu werden.

Auf der Hallig landen, ist unmöglich, wir müssen kurz vorher ankern. Mit Aufbietung all seiner Ritterpflicht schleppt Lorenzen die dicke Dame an Land, ich ziehe Schuhe und Strümpfe aus und patische durchs Wasser hinter den fichernden Mädels und dem todsichiden Jüngling her. Wir bleiben gar nicht übermäßig lange auf der Hallig. Eine Stunde hat uns Lorenzen gestattet, jetzt drängt er früher zum Aufbruch, augenscheinlich hat er keine Lust, etwa seeranke Landratten nach Hause zu befördern. Mühsam werden wir wieder ins Boot gepackt. Aus dem verhältnismäßig ruhigen Hallighafen geht es zurück in die See. Himmel, was ist in der kurzen Zeit aus dieser See, aus dem harmlosen Wattenmeer geworden. Wild herangerollt kommen die Bogen, stürzen in einen zischenden Strudel und bäumen sich gleich darauf unruhig rauschend wieder auf. Wie ein Spielzeug wird unser Schiffschen darn umhergerissen, unregelmäßig schlingend kommen wir nur langsam vorwärts. Aus allen Ecken und Winkeln pfeift der Wind, bald so, bald so müssen die Segel gesetzt werden. Verschwunden ist die Sonne, sie macht sich nicht mehr lustig über die kleine graue Wolke, die in so kurzer Zeit zu einem großen dunklen Vorhang herangewachsen ist und all die strahlende Helle des Sommermittags in sich hineingeschluckt hat. Schwere Regenböden kommen aus dieser Wolke, und von ihr getragen raft die Windsbraut einher und peitscht mit aufgeregten Händen in der unruhig schaukelnden Wasserfläche, um die Geißer der Tiefe zu wecken. Wo sind jetzt die silbernen Sterne, die lieblich neckischen Wasserefschen? An ihrer Stelle toben gigantische Ungeheuer über der dunkelgrauen unheimlichen Flut. Neugierig streicht eine Schar Wöden über die See. Impulsant, schauzig schön ist das Bild der tobenden Elemente, klein fühlt man sich, so unendlich winzig, ein Atom kaum in der Hand des Schöpfers, der alles so herrlich gemacht hat.

Die fichernden Mädels sind still geworden. Der todsichide junge Mann ist leider nicht mehr in der Lage, sich um sie zu bemühen, er hängt mit käsblichem Gesicht über Bord. „Ich will aussteigen, sofort will ich aussteigen!“ verlangt die dicke Dame.

„Ist das ein Sturm?“ frage ich Lorenzen.

Er verzieht das Gesicht unmerklich und schiebt das Tonpfeisfen aus dem rechten Mundwinkel in den linken.

„Dat 's man een lütter Snad!“ bemerkt er ruhig.

Er hat recht. So schnell er sie herangeholt, so schnell hat der Wind die graue Wolke auch vertrieben. Weit, weit dahin treibt sie, dem Festland zu, und unter ihrem grauen Mantel hervor schaut wieder die Sonne. Nicht mehr ganz so übermütig wie am Nachmittag, eher etwas beschämt und verlegen, weil sie sich hat übertölpelt lassen. Und mit der fallenden Flut beruhigt sich auch mehr und mehr der aufgeregte Wasserpiegel. Je näher wir unserer heimatlichen Insel kommen, desto stiller wird wieder die See. Die Dämonen der Tiefe haben sich ausgetobt und räumen wieder den Wasserefschen den Platz. Aber auch diese sind müde, sie tauchen hinab in Vater Neptuns Zauberreich. Opalfarben liegt die See. Und die Sonne zeigt ihre versöhnliche Stimmung; ehe sie ins Meer taucht, schießt sie noch einen letzten Strahl zu der abgehenden grauen Wölle, der einen köstlichen Regenbogen über Himmel und Meer spannt.

Erleichtert atmet die dicke Dame auf. Sie segelt „nie mehr“, betont sie mit Nachdruck. Der junge Mann in Aspik verabschiedet sich mit den drei Mädels zum Tanztee im Kurhaus, ihm scheint wieder wohler zu sein.

„Wann fahren wir wieder, Lorenzen?“ frage ich.

Er schiebt die Tonpfeife aus dem linken Mundwinkel in den rechten.

„Wenn der Wind döllerer geht!“ sagt er.

In der Sommerfrische

Von Carl Lange.

(Nachdruck verboten.)

Nun haben wir doch noch das Glück gehabt, ein Dachstübchen in dem kleinen, von Sommergästen sehr besuchten Dorfe zu finden. Zwar muß man erst durch einige Stuben hindurch, in denen die Familie des Wirtes lebt, aber nach glücklichem Hindurchzwängen geht es eine Treppe zum Boden hinauf, auf dem in der vorderen Seite des Giebels unser Himmelsstübchen liegt.

Wer aber nun etwa glauben will, daß wir damit nicht zufrieden sind, der ist schwer im Irrtum. Vor unserem Dachstübchen stehen einige Lindenbäume, in denen tagsüber die Bienen summen, und zwischen deren Zweigen sich ein Bild darbietet, wie es schöner kaum zu denken ist.

Nabe an unserem Hause liegt das kleine Kirchlein auf einer Anhöhe und schaut mit seinem schiefen Turm verträumt und versunken durch das Grün in die Welt hinaus. Zu unseren Füßen schlängelt sich der Fluß dahin, der mit seinen Dampfem und Segeln, seinen Booten und Schleppern immer wechselnde Gemälde hervorzaubert. Und wie fein weiß die Natur alle Lichtquellen vom zartesten Rosa und Silberweiß bis zum Dunkelblau und Schwarz wiederzugeben!

Besonders schön sind die Abende, wenn alle Farben gleichzeitig auf den Wassern spielen, wenn die weißen Wolken glutumrandet uns wie Boote mit Segeln der Sehnsucht gespannt dünken, die das Land der Erfüllung finden. Ueber den Fluß hin weitet sich der Blick und erfreut sich fruchtreicher Wiesen und Felder, in denen kleine Bauerngehöfte liegen. Kühe und Pferde beleben die sattgrünen Weiden.

Vor unserem Haus ist die Fähre des Dorfes, die den Verkehr vermittelt. Des Nachts glühen ihre kleinen Lichter wie Leuchtfäden in Johannisnächten. Eine kleine Glocke, die Einsamkeit und Stille nur noch deutlicher zum Bewußtsein bringt, verstärkt das Gefühl des dörflichen, nächtlichen Friedens.

Die warmen Sommernächte sind so traumhaft schön, daß wir auch im Liegen den Blick auf das Wasser durch die Lindenbäume haben wollen. Wenn dann hinter dem nächtlichen Silberblau des Himmels sich die scharfen Silhouetten der Zweige abheben und das Silberband des Flusses das heilige Fest der Nacht verschönt, dann ersteht in unseren Seelen eine Märchenwelt, in der die Zauber und Heiligtümer der tiefsten Sehnsucht wach werden.

Noch im Traum zwischen die Vögelin, die oben vor unserem Stübchen ihr Nest gebaut haben und die uns den Anbruch des Tages künden. Hier können wir das Leben einer Schwalbenfamilie beobachten und die Freude der freischwebenden Jungen nachempfinden, wenn ihnen im Fluge die Mutter das Futter darbietet. Nimmermüde sucht sie die Nahrung für die immer hungrigen Schnäbel.

Eng und klein ist das Dachstübchen, weit und frei aber unser Herz. Augen und Seelen nehmen Schönheit und Glanz in sich auf, die wie ein Himmelsgeschenk uns immer wieder von neuem gegeben werden.

Gustav Freytag

Wie man weiß, hatte sich Gustav Freytag auch im politischen Leben betätigt. Als er einmal in einer Versammlung eine Rede hielt, stecken blieb und nach dem Manuskript in seiner Tasche kramte, rief ihm einer zu: „Sie suchen wohl die verlorene Handschrift!“ — Nun, glücklicherweise ist uns das Original derselben nicht verlorengegangen, es lebt in jugendlicher Frische und erfreut sich der alten, ach so wohlverdienten Beliebtheit. Und mit ihm die übrigen Werke des Dichters, der nun 30 Jahre schon den letzten Schlaf schlummert, nachdem er in seinem langen, reichen Leben Unvergängliches geschaffen. Denn wenn auch seine dramatischen Werke nicht dem bekannten Rost der Zeit entgehen werden, seine beiden Meisterromane „Soll und Haben“ und „Die verlorene Handschrift“, seine „Ahnen“ und „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ werden stets literarisches Bürgerrecht in deutschen Volk behalten. Um ihre Verbreitung hat sich der Leipziger Verlag S. Fikentscher warm anerkennende Verdienste erworben, indem er die Gesammelten Werke des Dichters in zwei ungekürzten Serien, zu je fünf Bänden, in gediegener Ausstattung, zu wahrhaft volkstümlichen Preisen herausgibt. Jeder Band, von etwa 700 bis 850 Seiten, kostet in Ganzleinenband 4,80 M., in Halblederband mit Golddruck und Goldoberschnitt 8 M. Die gesamte zehnbändige Ausgabe liegt vor. Als Einzelausgaben werden „Die Ahnen“, „Soll und Haben“, „Die verlorene Handschrift“ und „Bilder aus der deutschen Vergangenheit“ geliefert. Es ist eine Ausgabe des Dichters, des Verlegers, unseres Volkes würdig! B. V.-g.

Man will doch auch was vom Leben haben

Vor vielen Jahrzehnten, als in Deutschland noch öffentliche Einrichtungen statthanden, wurde ein im Geschäft meines Großvaters bediensteter Arbeiter, der kurz vor seiner Verheiratung stand, von meiner Großmutter gefragt, wie er den Hochzeitstag zu verleben gedenke. „Nach der Trauung werden wir bei den Schwiegereltern etwas genießen, und dann fahren wir nach G., um den Raubmörder hürichten zu sehen,“ lautete die überraschende Antwort. — G. war die meiner Heimat zunächst gelegene Amtsstadt, wo auch ein im Bezirk verübtes Verbrechen gesühnt wurde, und gerade am Hochzeitstage des erwähnten Arbeiters fand eine Hinrichtung statt. — Der glückliche Bräutigam, der offenbar das verblüffte Gesicht meiner Großmutter bemerkte, fügte hinzu: „Sehen Sie, Madame, inwiefern hat jahraus jahrein nicht viel vom Leben, da möchte man sich wenigstens an einem Tage, wie der Hochzeitstag einer ist, auch einmal etwas gönnen.“
Gene B.

Sprüche

Willst du wahre Weisheit üben,
Lern' kennen die Menschen und doch —
noch lieben!

*

Hast du den rechten Lebensweg gefunden,
Geh' ihn getrost, trotz aller Menschen Spott,
Doch achte wohl in dunklen Zweifelsstunden
Des Kleinsten Rat als Fingerzeig von Gott.

*

Ah, ließen sich die Menschen doch belehren,
Daß Dummheit alles Bösen Kern!
Sie würden bald zum Guten sich bekehren,
Denn dumm sein möchte niemand gern.

*

Auf Feuerwerk gibt man nicht acht,
Wenn Blitz und Donner niederkracht.
So muß der Mensch sich stumm verneigen,
Wenn Gotteswunder sich ihm zeigen.

*

Wer weise spart, viel Gutes schafft;
Wer gierig nur zusammenrafft,
Ist lasterhaft.

Aus „Menschliches und Ewiges“

Von Ehrhard Meßmer

Verlag der Burg Lauenstein in Oberfranken



Kindermund

Die größere Hand.

Kind: „Mama, ich möchte gern ein paar Kosinen haben.“

Mutter: „Gut, eine Handvoll sollst du haben! Nimm sie dir, mein Töchterchen!“

Kind: „Eine Handvoll? Ach, dann gib du sie mir lieber, Mama, du hast eine größere Hand.“

*

Fast nie.

„Kinder, ihr seht aber so blaß aus, ihr seid gewiß oft krank?“
„Krank sind wir wohl oft, aber sterben tun wir fast nie.“

*

„Was ist ein Durchschnitt?“ — „Ein Durchschnitt ist ein Ding, in dem die Hühner Eier legen.“ — „Wieo denn?“ — „Bapa hat neulich gesagt, die Hühner legen im Durchschnitt 120 Eier jährlich.“

*

Lehrer: „Wie nennt man beim Hasen die Haare, die zu beiden Seiten der Schnauze sitzen?“ — Fritz: „Spürhaare.“
— Lehrer: „Warum nennt man sie so?“ — Fritz: „Wenn man ihn daran zjept, spürt er's.“

